

Traditionalisten: Fortdauernde Unklarheiten

Kirchenrechtlich sind ihre Beziehungen zu Rom geklärt, faktisch gibt es allerlei Schwierigkeiten und Ungereimtheiten im Umgang mit jenen Traditionalisten, die Marcel Lefebvre nicht ins Schisma gefolgt sind. Bei einem Besuch von Traditionalisten in Rom äußerten sich der Papst und Kardinal Ratzinger zu diesen Fragen.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie widersprüchlich die Haltung der katholischen Kirche zehn Jahre nach der schismatischen Bischofsweihe von Marcel Lefebvre den mit Rom verbundenen Traditionalisten gegenüber ist, dann hat man diesen in den letzten Wochen erhalten.

Aus Anlaß des Jahrestages der Enzyklika „Ecclesia Dei“ (vgl. HK, August 1988, 364 ff.) unternahm 1500 Traditionalisten eine Wallfahrt nach Rom. Der Papst sprach zu ihnen auf dem Petersplatz im Rahmen einer Audienz, an der auch weitere Rombesucher teilnahmen, und Kardinal Joseph Ratzinger, der Präfekt der Glaubenskongregation, hatte tags zuvor ein Referat vor ihnen gehalten (Wortlaut in: Deutsche Tagespost, 29.10. 98).

„Intentionen des Konzils“ auf den Kopf gestellt?

Die fortdauernde zurückhaltende bis ablehnende Haltung unter den Bischöfen der Weltkirche den Ex-Lefebvriern gegenüber spiegelte sich auch in dem knappen Audienz-Grußwort des Papstes und der Ansprache von Kardinal Ratzinger beim Rom-Besuch der Traditionalisten wider. Der Papst forderte die Bischöfe auf, ein „vermehrtes pastorales Verständnis“ für die Gläubigen zu zeigen, die dem „alten Ritus“ anhängen. Zuvor hatte er „alle Katholiken“ zu „Gesten der Einheit“ und zur Erneuerung der „Anhänglichkeit an die Kirche“ ermahnt, „auf daß legitime Vielfalt und unterschiedliche

Sensibilitäten... sie nicht auseinanderdividieren, sondern anstoßen, gemeinsam das Evangelium zu verkünden“.

„Einheit“, „Charismen“, „legitime Vielfalt“ – unter diesen Stichworten versuchte der Papst zweierlei miteinander zu verbinden, was sich von Ende der 60er Jahre bis in die 80er Jahre eigentlich auszuschließen schien: die Bejahung der vom Konzil „gewollten“ (Johannes Paul II.) und von Paul VI. ins Werk gesetzten Liturgiereform einerseits und „Verständnis“ für Personen, die – zitiert der Papst „Ecclesia Dei“ – „älteren Formen von Liturgie und kirchlicher Disziplin“ zuneigen.

Das Thema Liturgie stand auch im Mittelpunkt des Referates, das Kardinal Ratzinger vor den traditionalistischen Rombesuchern hielt. Er sprach dabei die innerkirchliche Problemlage vergleichsweise offen an. Für Ratzinger besteht die Schwierigkeit darin, daß „Bischöfe, Priester und Gläubige die Anhänglichkeit an die alte Liturgie... als ein Element der Spaltung ansehen, das den Frieden der Gemeinden stört und Vorbehalte in der Annahme des Konzils wie überhaupt im Gehorsam gegenüber den rechtmäßigen Hirten der Kirche vermuten läßt“.

Beide Annahmen suchte Ratzinger zu entkräften: Mangelnder Gehorsam gegenüber dem Konzil vermag er nicht zu entdecken: Das Konzil habe lediglich den Auftrag zur Revision der Liturgie gegeben und dafür einige Grundsätze festgelegt. Eine Störung der Einheit sieht er deshalb nicht, weil es „immer mehrere Formen von lateinischen Riten“ gegeben habe. Ein la-

teinisches Hochamt nach dem alten und eines nach dem neuen Missale seien für den liturgisch weniger gebildeten Christen kaum voneinander zu unterscheiden.

Anders verhalte es sich mit dem Unterschied zwischen dem, was Ratzinger eine „getreulich nach dem neuen Meßbuch gefeierte Liturgie“ bzw. „kreativ“ ausgeweitete Formen muttersprachlicher Zelebration“ nennt. Im weiteren befaßte sich Ratzinger weniger mit der Praxis der Feier der tridentinisch genannten vorkonziliaren Liturgie in der Nachkonzilszeit als mit tatsächlichen oder vermeintlichen Schwächen der Liturgiereform bzw. der nachkonziliaren liturgischen Praxis sowie – in auffallend kritischem Ton – der heutigen Liturgik.

Vier Elemente, von denen Ratzinger sagte, daß sie der „Durchschnittschrist“ als wesentlich für die erneuerte Liturgie annehme, deutete er im Sinne der Vorgaben des Konzils: Von der „Zuwendung zum Altar oder zum Volk“ sei in der Konzilskonstitution überhaupt nicht die Rede. Das Latein müsse bewahrt werden, auch wenn der Muttersprache mehr Raum zu geben sei. Was die aktive Beteiligung angehe, so solle jeder, Liturgen oder Gläubiger, – so die von Ratzinger zitierten Worte des Konzils – „nur das und all das tun, was ihm aus der Natur der Sache und gemäß den liturgischen Regeln zukommt“.

Ratzinger beließ es nicht bei Bemerkungen über die gemeindlich-liturgische Praxis. „In Kreisen mancher modernen Liturgiker“ sieht er Tendenzen, den konziliaren Ansatz „einseitig weiter zu entwickeln“, die „Intentionen des Konzils auf den Kopf zu stellen“, die Stellung des Priesters auf rein Funktionale zu reduzieren.

Statt den „ganzen Leib Christi Subjekt der Liturgie“ sein zu lassen, werde die jeweilige Gemeinde als das eigentliche Subjekt der Liturgie verstanden. Ratzinger sieht eine „bedenkliche Tendenz, den Opfercharakter zu minimalisieren, das Moment des Mysteriums und überhaupt das Sakrale über dem Anliegen schneller Verständlichkeit

fast ganz verschwinden zu lassen“. Der gemeindliche Charakter werde „einseitig“ betont, die Liturgie fragmentiert.

Kein „Störungselement“, keine „Bedrohung der Einheit“

Ratzingers Referat liest sich wie eine Verteidigungsrede für traditionalistische Liturgiereformverweigerer. Die Probleme der vorkonziliaren Feier der „alten Liturgie“ streift er zwar auch, aber mehrheitlich ist von den Sünden der „hastig und oft äußerlich“ durchgeführten nachkonziliaren Liturgiereform die Rede. „Gottlob“ gebe es aber „inzwischen auch einen großen Überdruß an den banalen Rationalismen und Pragmatismen“ bestimmter Liturgie-Theoretiker und -Praktiker, eine „entschiedene neue Zuwendung zum Mysterium...“

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht mehr, daß Ratzinger in den beiden Riten der Nachkonzilszeit keine „gegensätzlichen Weisen des Christseins“, sondern den „Reichtum des einen Glaubens“ sieht. Gegen die (von traditionalistischer Seite offenbar gegen ihn selbst erhobene) Befürchtung, mit seinem Aufweis der inneren Konvergenz der beiden Riten gehe es nur darum, die alten Bücher endgültig überwinden zu können, verwahrt er sich. Für ihn ist die tridentinische Liturgie heute kein „Störungselement“, keine „Bedrohung der Einheit“, sondern „Gabe, die dem Aufbau des Leibes Christi dient“.

Daß es die tridentinische Liturgie trotz der Liturgiereform gibt, scheint für Ratzinger kein Systemfehler, keine widerwillig geduldete Ausnahme sondern eher das Natürlichste von der Welt zu sein. Er zitiert Kardinal Newman zustimmend mit der Bemerkung, die Kirche habe noch nie in ihrer Geschichte rechtgläubige Formen von Liturgie einfach abgeschafft oder verboten.

Mehr noch: Kardinal Ratzinger geht offensichtlich von einem auf Dauer an-

gelegten Biritualismus aus. Er spricht von „beiden Weisen des Feierns“ so, als stünden vor- und nachkonziliarer Ritus im letzten auf ein und derselben Stufe. Zuendegedacht hätte diese Position weitreichende Konsequenzen dafür, wie die Kirche mit dem tridentinischen Ritus umgeht. Ratzingers Äußerungen dürften Wasser auf die Mühlen derjenigen sein, die schon seit langem vehement für eine großzügigere Zulassung der tridentinischen Liturgie eintreten, als es etwa das päpstliche Indult von 1984 vorsieht. Auf theologische Unterschiede zu den Traditionalisten auf nichtliturgischem Gebiet geht Ratzinger nicht ein.

Der innerkirchliche Umgang mit den Traditionalisten, die Marcel Lefebvre nicht ins Schisma gefolgt sind, bleibt umstritten. Unterschiedliche Praxen rivalisieren miteinander. Eine Interview-Äußerung des Apostolischen Nuntius in Deutschland, Erzbischof *Giovanni Lajolo*, vom Sommer dieses Jahres wurde von der Katholischen Nachrichtenagentur in einer Überschrift als „Rückenstärkung für die Bischöfe“ bewertet. Lajolo hatte darauf hingewiesen: „Die Zulassung (von Messen im tridentinischen Ritus) ist grundsätzlich in das Ermessen der Bischöfe gestellt. Zur Zeit ist der tridentinische Ritus für begrenzte Personkreise und unter bestimmten Umständen zugelassen. Eine Großzügigkeit in der Handhabung der Zulassung darf nicht in dem Sinne verstanden werden, daß die tridentinische Messe als allgemeine Möglichkeit erlaubt werden könnte“.

Bischof beantragt Visitation gegen sich selbst

Was in Deutschland schon rein quantitativ ein eher nachgeordnetes Problem darstellt, ist dies in Frankreich durchaus nicht. Ein Überblicksbeitrag der in diesen Fragen einschlägig engagierten „Una Voce-Korrespondenz“ (September/Oktober 1998, 292 ff.) listete 15 Gemeinschaften auf, die dieser Richtung („Zentren der Tradi-

tion“) allein in Frankreich zuzurechnen sind.

Zehn Tage vor dem römischen Treffen veröffentlichte die Erzdiözese Straßburg ein Communiqué, in dem Erzbischof *Joseph Doré* bekanntgab, daß er – kirchenrechtlich dazu legitimiert – der südfranzösischen traditionalistischen Benediktinerabtei Le Barroux untersagt habe, sich in seiner Diözese niederzulassen. Erzbischof Doré bezeichnete die Ansiedlung eines „Ablegers“ von Le Barroux als nicht „opportun“. Die bereits vorhandene Vielfalt von Ordensgemeinschaften auf dem Gebiet seiner Diözese solle nicht weiter vergrößert werden.

Eine erste Anfrage an den Vorgänger des jetzigen Erzbischofs von Straßburg in dieser Angelegenheit war bereits mehrere Jahre alt. Nach der Installation des neuen Erzbischofs Ende 1997 war die Anfrage erneut vorgebracht worden, die im Mai 1998 negativ beschieden wurde. Bei dem Grundstück handelt es sich um ein 5,6 ha großes Gelände in einer elsässischen Berggemeinde. Ursprünglich hatte es für die Errichtung eines Ferienzentrums genutzt werden sollen.

Dom *Gérard Calvet*, Abt und Gründer von Le Barroux, war 1988 Marcel Lefebvre nicht ins Schisma gefolgt und hatte den Status seiner Abtei am zuständigen Erzbischof von Avignon vorbei direkt mit der vatikanischen Kommission „*Ecclesia Dei*“ gesichert. Le Barroux war wiederholt Gastgeber von Veranstaltungen des französischen rechtsextremen Front National (FN) unter *Jean-Marie Le Pen*.

Der Bischof von Gap, bekannt als Förderer traditionalistischer Kräfte in Frankreich und dementsprechend umstritten, beantragte bei der Bischofskongregation eine Kanonische Visitation gegen sich selbst. Er wolle Klarheit darüber, meinte er in einem Interview, wie er seine Mission wahrzunehmen habe: „Wenn man mir meine Aufgabe beläßt, werde ich sie erfüllen. Wenn es etwas zu kritisieren gibt, dann sage man es mir.“ (La Croix, 15.10.98) Der Erzbischof von Marseille, *Bernard Panafieu*, wurde mit der Visitation beauftragt. K. N.